


Nr. 140 Bromberg, den 22. Juni 1933.

# Graf Lewenborg und die Vagantin.

**Roman von Hans Possendorf.**

Urheberschutz für (Copyright by) A. F. Rohrbacher Verlag Berlin-Lichterfelde.

(20. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

**Leidige und freudige Überraschungen.**

Heinrich Lotterhos hatte sich bei seiner Rückkehr nach Erfurt vorgenommen, mit niemand über Barbara und ihr ferneres Schicksal zu sprechen.

Auch von der Hoffnung auf endliche Erfüllung seiner Adelsträume hatte er nichts verlauten lassen. Nicht nur, daß er sich eine besondere Wirkung von der Überraschung versprach, wenn er eines Tages als „Herr von Lotterhos" vor Gertrude Lossius hintreten würde. Es war auch Vorsicht dabei. Sollte die Sache am Ende doch nicht glücken, dann wäre die Blamage für ihn unerträglich gewesen. Und im übrigen war er auch ein wenig abergläubisch und wollte sein Glück nicht vorher „verschreien". So wartete er geduldig und schmunzelnd mehrere Wochen hindurch auf die ersehnte Nachricht.

Als aber Mitte Juli das Adelspatent noch immer nicht eingetroffen war, wurde Herr Lotterhos nervös und schrieb einen ungeduldigen Mahnbrief nach Schloß Hellstedt.

Die Antwort kam bald: Er solle sich nur beruhigen, denn die Angelegenheit nähme einen zwar langsamen, aber sicheren Verlauf.

Herr Lotterhos behielt sein Geheimnis weiter für sich und wartete. Da erkrankten in Erfurt an einem Tage ein Dutzend Menschen am Typhus, in den nächsten Tagen vermehrte sich die Anzahl der Kranken und Ende Juli wurde auch Graf Lewenborg von der Seuche ergriffen.

Wegen der Ansteckungsgefahr verlangte der Graf, sofort ins Hospital geschafft zu werden. Doch Gertrude erklärte — und ihr Vater unterstützte sie dabei — daß sie ihren lieben Quartierherrn unter keinen Umständen fremder und unzulänglicher Behandlung anvertrauen würde, und daß sie selbst die Pflege übernehmen wolle. So blieb dem hilflosen Kranken nichts übrig, als sich zu fügen.

Von nun an weilte Gertrude fast ununterbrochen an dem Lager des Obristen.

Wenn Herr Lotterhos kam, um ihr einen Besuch zu machen, so wurde ihm bedeutet, daß seine Freundin keine Zeit für ihn habe; und die Sache begann ihm verdächtig zu werden. Er schrieb einen zweiten dringenden Brief nach Schloß Hellstedt, auf den er die gleiche Antwort wie auf seine erste Mahnung erhielt.

Als es mit dem Grafen am schlimmsten stand, kam Heinrich Lotterhos täglich, um sich teilnehmend nach dem Befinden des „über alles verehrten Kranken" zu erkundigen, und täglich hoffte er auf die Auskunft, daß der Herr Graf das Zeitliche gesegnet habe, — womit ein großes Hindernis für seine Pläne aus dem Weg geräumt gewesen wäre.

Doch seine schändliche Hoffnung erwies sich als voreilig: Der Graf genas langsam, und da er seine Genesung nicht zum wenigsten Gertrudes eifriger Pflege zu verdanken hatte, wuchs eine tiefe Dankbarkeit für sie in seinem Herzen.

An einem sonnigen Augusttage erklärte der Arzt, daß nunmehr jede Gefahr für den Kranken beseitigt sei.

Als er am Nachmittage, noch schwach und bleich, im Lehnstuhl saß, und Gertrude, die ihm aus einem historischen Werke vorgelesen hatte, das Buch für Augenblicke sinken ließ, ergriff er plötzlich in der süßen Stimmung des neu erwachten Lebenswillens ihre Hand und sagte mit bewegter Stimme:

„Wie soll ich Euch, liebe Jungfer Gertrude, je solche Aufopferung vergelten, die Ihr mir, einem Fremden erwiesen?"

„Wie mögt Ihr nur so reden!" rief sie und drückte seine Hand in der ihren. „Ihr seid uns doch kein Fremder, sondern einer der liebsten Menschen — meinem Vater so wie mir; — nein, mir noch weit mehr."

„Nun, um so mehr fühle ich den Drang, Euch etwas Liebes zu erweisen, meine treue Pflegerin! — Habt Ihr nicht einen Herzenswunsch, den ich Euch erfüllen könnte?"

In Gertrudes Augen blitzte es wie Triumph auf. Schnell senkte sie den Kopf und sagte nach einigem Zögern leise:

„Ich hätt' schon einen, Herr Graf. — Doch — doch wage ich nicht, ihn auszusprechen."

„Sprecht, sprecht, ich bitte Euch, Jungfer Gertrude! Macht mir die Freude, und sagt mir Euern Wunsch! Am Ende ist er doch erfüllbar. — Nun? So redet doch?" Er hob, während er ihre Hand noch immer in der seinen hielt, mit der linken sanft ihr Kinn und blickte ihr gespannt und mit leisem Lächeln in die Augen.

Ihr wurde fast schwindlig vor dem Wagnis, das sie vorhatte. Aber sie dachte: „Nicht feige sein! Ich muß es versuchen! Jetzt oder nie!" Und stockend, fast tonlos, hauchte sie: „Mein Herzenswunsch — wäre: daß — daß ich — daß ich immer bei Euch bleiben dürfte." Und ganz wenig, fast unbemerkbar, neigte sich ihr Gesicht dem seinen entgegen.

Uber die Züge des Grafen ging ein sonderbarer, schwer zu deutender Ausdruck, — „Was hab' ich da angerichtet!" ging's ihm durch den Kopf. „Denkt sie etwa, ich solle sie heiraten? Oder meint sie es anders? — daß sie nur für mich sorgen und schaffen will?"

Schon wollte er die Lippen öffnen, um durch eine schonende aber unzweideutige Bemerkung die Lage zu klären. Aber da schien es ihm hart jetzt — gerade in diesem Augenblick, da er von seiner Dankbarkeit gesprochen, sie durch eine noch so vorsichtige Andeutung zu kränken. Und in seiner Verlegenheit und Verwirrung wußte er nichts Besseres zu tun, als sich über Gertrudes Hand zu beugen und sie an seine Lippen zu ziehen.

„Gesiegt!" jubelte es in ihr auf. „Endlich, endlich gesiegt!"

Da wurde an der Tür geklopft und gleich darauf steckte Meister Lossius bescheiden seinen Kopf ins Zimmer.

Der Graf hob ruhig das Haupt, ließ Gertrude fahren und wandte sein Gesicht fragend dem Goldschmied zu.

Eine maßlose Erbitterung ergriff Gertrude. Sie hätte am liebsten ihrem Vater zugerufen, daß er sich hinausscheren solle, — daß er in diesem unwiederbringlichen Augenblick vielleicht ihr höchstes Lebensziel zerstöre, — eine Gräfin Lewenborg zu werden.

Aber sie kämpfte verzweifelt ihren Zorn nieder, während ihr Vater sagte:

„Verzeiht die Störung der Lektüre, Herr Graf. Aber ich muß meine Tochter für einige Minuten herausbitten.“ Und zu Gertrude gewandt, fuhr er fort: „Heinrich Lotterhos ist draußen. Er will dich unbedingt sprechen, und es scheint, daß der Grund seines Besuches wirklich dazu angetan ist, diese Störung zu rechtfertigen.“

„Er soll zum Teufel gehen!“ kam es Gertrude auf die Lippen. Aber wieder war ihr klar, daß nur Ergebung in die Lage noch eine letzte Möglichkeit bot, ihr Glücksschiff vor dem Scheitern zu retten. So stand sie stumm auf und folgte dem Vater hinaus auf die Diele.

Herr Heinrich Lotterhos bemerkte nicht den Zorn auf ihrem Antlitz, als sie ihm gegenübertrat. Dazu war seine Erregung viel zu groß. Mit seiner galantesten Verbeugung begrüßte er die Freundin, schwenkte seinen Hut in einem schönen Bogen und sagte mit Stolz und bebender Stimme:

„Ich, Heinrich, Reichsfreiherr von Lotterhos, erlaube mir die untertänigste Anfrage, ob die Jungfer Gertrude Lossius gewillt sei, meine Ehefrau und somit eine Reichsfreiin von Lotterhos zu werden!“

Gertrude starrte ihn ein Weilchen sprachlos an. Dann kam es langsam von ihren Lippen:

„Bist du — verrückt geworden — Heinrich?“

„Nicht verrückt, — sondern nur Reichsfreiherr! Ich bitte die Jungfer, sich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen zu wollen.“

Dabei griff er in die Tasche, entfaltete den riesiger Adelsbrief und reichte ihn der gänzlich Verblüfften hin.

Schon streckte sie die Hand danach aus, und es ging ihr durch den Kopf, daß ein Sperling in der Hand besser sei als eine Taube auf dem Dache.

Da aber packte sie eine Anwandlung von Tollkühnheit: War nicht der Handkuß des Grafen eine deutliche Zusage und Werbung gewesen? — Ja, so sollte, so mußte es sein!

Gertrude ließ die Hand, die sie schon nach dem Papier ausgestreckt hatte, wieder sinken, hob stolz das Haupt und sagte mit fester Stimme:

„Ihr kommt zu spät, mein Freund. Soeben hat mich Graf Lewenborg gebeten, seine Gemahlin zu werden.“

Auf dem Gesicht von Heirich Lotterhos malte sich eine unbeschreibliche Bestürzung und Meister Lossius sah seine Tochter mit einem Blick an, als wähne er ihren Verstand in Unordnung geraten.

Dann klang Herrn Lotterhos' Stimme schrill auf: „Das ist gegen die Abmachung! Das ist Betrug! — infamer Betrug!“ Er trat mit wild verzerrtem Gesicht auf Gertrude zu.

Da schob ihn Meister Lossius beiseite: „Beruhige dich doch, Heinrich! — Ich bin nicht viel weniger verblüfft als du. Aber es wird sich schon alles klären. — Komme morgen wieder, damit wir in Ruhe sprechen. — So geh doch! Es ist genug für heute!“ Und seine Tochter am Arm nehmend, führte er sie an dem gänzlich Zerschmetterten vorbei in sein Zimmer.

Noch eine ganze Weile stand Heinrich Lotterhos mit schwer atmender Brust an die Wand gelehnt. Dann reckte er sich empor, als habe er einen verwegenen Entschluß gefaßt, trat an die Tür, die zu dem Zimmer des Obristen führte, und klopfte an.

„Herein!“ — Graf Lewenborg musterte erstaunt den Besucher. Er hatte diesen Kerl nie leiden mögen in der langen Zeit, die er hier weilte, nie das Wort an ihn gerichtet. Aber in seiner versöhnlichen Genesungsstimmung zwang er sich zur Freundlichkeit:

„Ach, Herr Lotterhos! Wie freundlich, daß Ihr Euch auch nach meinem Ergehen umseht! — Das ist doch wohl der Grund Eures Besuches?“

„Gewiß, das auch, Euer Gnaden. — Jedoch — ich — ich habe eine dringliche Frage an Euch zu richten, respektive Euch eine vielleicht sehr wissenswerte Mitteilung zu machen.“

„So sprecht nur — und fragt!“

„Hat der Herr Graf — ich meine, würde es des Herrn Grafen alleruntertänigstes — nein doch — vielmehr: Euer allergnädigstes Interesse erwecken, zu wissen, wo sich zur Zeit eine gewisse Person befindet, — ein Mädchen, — ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren, das kupferrotes Haar hat, — vom gleichen Haar, aus dem Euer Armband gefertigt ist, — und große, schwarze Augen, — und bei sich einen schwarzen Kater — und . . .“

Der Graf hatte sich langsam, ganz langsam von seinem Sessel erhoben und blickte den Kaufmann so durchbohrend an, daß dieser — nicht wissend — ob solcher Blick Drohung oder höchste Überraschung bedeute — ängstlich mitten im Satze abbrach.

Da hob der Graf die Hand an die Stirn, als könne er nicht fassen, was er hörte, — öffnete den Mund und formte fast mühsam das Wort:

„Barbara?“

„So heißt sie.“

Mit drei Schritten stand der Graf vor Heinrich Lotterhos, packte ihn bei den Armen und schüttelte ihn:

„Wo ist sie?! — Mein Gott, sie lebt? — Was wißt Ihr von ihr?“

„Nichts als ihren Aufenthaltsort, sonst nichts — nicht das Geringste!“

„So redet doch, Mann! Wo, wo?!“

„Ich sag's Euch unter zwei Bedingungen. Die erste: daß Ihr nichts weiter fragt, denn ich kann und will nicht mehr sagen. Die zweite: daß nie ein Mensch von Euch erfährt, durch wen Ihr von dem Aufenthalt des Mädchens Kenntnis erhieltet.“

„Ich schwör's Euch zu. Nun tut den Mund auf!“

„Das Mädchen befindet sich auf dem Landgut des Reichsfreiherrn Heinz von Hellstedt. auf Schloß Hellstedt an der Weser, — im Herzogtum Braunschweig-Lüneburg. — Habt Ihr's auch gut gemerkt?“

Mechanisch sprach Graf Lewenborg die Angaben nach. Und ehe er noch ein weiteres Wort über die Lippen bringen konnte, verbeugte sich Herr Lotterhos und eilte aus dem Zimmer.

Auf der Diele blieb er atemholend noch einen Augenblick stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann nickte er hämisch nach der Tür zu, hinter der Gertrude und ihr Vater verschwunden waren, und verließ eiligst und auf den Fußspitzen das Haus.

*

Noch am gleichen Abend hatten Meister Lossius und der Obrist eine lange Unterredung, in deren Verlauf sich Gertrudes Irrtum restlos aufklärte. Die beiden Männer schieden mit einem Händedruck und mit der gegenseitigen Versicherung, diesen unseligen Irrtum einander nie — auch nicht in Gedanken — entgelten zu lassen.

Am nächsten Morgen reiste Graf Lewenborg, obwohl er noch so schwach war, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte, von Erfurt ab, ohne seinem Quartiergeber ein Reiseziel oder einen bestimmten Termin für seine Rückkehr anzugeben. — Gertrude sah er vor seiner Abreise nicht mehr.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am fünften Tage nach der Abfahrt des Obristen fand im Hause Lossius ein Festmahl statt — anläßlich der Verlobung der Jungfer Gertrude Lossius mit Seiner hoch- und edel-geborenen Gestrengigkeit Herrn Heinrich Reichsfreiherrn von Lotterhos. (Fortsetzung folgt.)

---

„Der Deutsche ist lange das Hänschen gewesen. Er wird aber noch einmal der Hans aller Hänse werden.“

Novalis

# Was alles der Mensch entbehren könnte.

## Möglichkeiten, von denen wir verschont bleiben möchten.

Von Herbert Langenscheidt.

Wenn es möglich wäre, möchte ich den Rat erteilen: Vermeide Unterhaltungen mit Ärzten, wenn du Fieber hast! Aber das geht nicht; denn gerade dann, wenn unsere Körpertemperatur von 36,5 sehr rasch auf 38 Grad hinauf klettert, erwacht in uns der Schrei nach dem Medizinmann. Weshalb ich so verquer raten möchte? Das wird jeder verstehen, wenn er diese Plauderei weiter liest. Ich warne Neugierige. Es wird recht gruselig, obwohl es harmlos beginnt. Mit etwas Fieber nur! Etwas, so wie es für manchen unter den gewaltsamen Zugriffen der gestrengen Herren in Verbindung mit einer Halsentzündung entsteht. „Natürlich die Mandeln!" philosophierte mein Medizinmann. „Die wollen wir überhaupt einmal herausnehmen." Er mußte sofort erfahren, daß mein Krankheitsfall leicht war, ich selbst aber ein „schwerer Fall", ein eigenwilliger Bursche bin. „Mit nichten!" war mein Einwand. „Was die Natur mir gegeben hat, will ich auch behalten; denn weil es mir geschenkt worden ist, wird es auch zu irgend etwas nütze und in Wirklichkeit unentbehrlich sein."

Und nun kam mein Mediziner in ein Fahrwasser wie ein Seemann, der sein Garn spinnt. Er wurde recht böß', als ich zwischendurch diesen Vergleich anstellte. Alles, was er sage, sei wissenschaftlich erhärtet. Aber hören wir uns einmal an, was er zu erzählen wußte: „Unentbehrlich? Lieber Freund, Sie ahnen ja gar nicht, was der Mensch alles entbehren kann, ohne sein Leben zu verlieren! Was sind so ein paar armselige Mandeln schon im Vergleich zu entfernten Gliedmaßen! Alles, was so an Ihrem Rumpf umherschlenkert, beide Arme, beide Beine dürfte ich Ihnen fortnehmen, und Sie würden doch am Leben bleiben. Beide Ohren und die Nase dazu könnte ich Ihnen abschneiden. Sie würden dann zwar etwas — er sagte tatsächlich „etwas" — entstellt ausschauen, aber leben und sich im großen und ganzen so munter fühlen wie ein Fisch im Wasser."

Ich wagte den schüchternen Einwand: „Ich weiß ja gar nicht, wie sich die Fische fühlen, und wünsche es auch gar nicht zu wissen. Wahrscheinlich würde ich nach Entfernung der Körperteile, die Sie als entbehrlich bezeichnen, über mein Unglück „mit tausend Zungen" klagen." — „Zunge? Ganz recht! Die könnten wir Ihnen auch entfernen, ohne daß Sie deshalb gleich von dieser schönen Welt Abschied zu nehmen brauchten." Erschreckt wandte ich ein: „Was soll mir die Schönheit der Welt, wenn ich sie sehe und höre, aber nicht darüber sprechen kann?" Unerbittlich fuhr er fort: „Sie brauchen auch gar nicht zu sehen und zu hören! Das alles rechnen Sie zwar zu sehr schätzenswerten Eigenschaften Ihres Körpers, aber nötig, „unentbehrlich", wie Sie sich auszudrücken beliebten, ist das vom wissenschaftlichen Standpunkte nicht. Wir Chirurgen könnten Ihnen die Seh- und Höreinrichtungen restlos fortputzen, und Sie würden dennoch leben und immer noch eine Persönlichkeit sein."

Herausfordernd und mit einer gezwungenen Heiterkeit, die ich aber mit meinem fiebrigen Gemüte im tiefsten Innern schon als Galgenhumor empfand, lachte ich ihn an: „Ich weiß schon, was Sie nun noch erzählen werden. Sie sollen nicht Ihre letzten Trümpfe ausspielen. Ich habe schon gehört, daß man Kranke auch um eine Lunge und eine Niere erleichterte, ohne daß sie deshalb in Lebensgefahr gerieten. Aber damit ist doch nun Schluß!" Das hätte ich nicht sagen sollen; denn als es mir so herausschnellte, entstand in dem sonst so freundlichen Antlitz meines lieben und verehrten Leibarztes ein boshaftes Lächeln, so daß mir ganz unbehaglich zumute wurde. „Lieber Freund! Eine Niere müßte ich Ihnen wohl lassen. Aber was wollen Sie mit einer ganzen Lunge? Davon ist das meiste vollkommen entbehrlich, wenn sie vielleicht auch etwas kurzatmig würden. Das Leben, der lebendige Odem, würde Ihnen noch lange nicht entfliehen. Und dann hätten Sie immer noch sehr viel überflüssige Dinge. Stellen Sie sich einmal vor, daß man auch ihren ganzen Magen entfernen könnte!"

Jetzt wurde ich ärgerlich: „Was wollen Sie mir denn an seine Stelle hinein operieren? Eine Schweinsblase?" Er beruhigte mich: „Nicht so hitzig! Man könnte Ihnen Ihre eigene Blase noch fortnehmen. Und der Magen? Nun, der würde sich ganz von selbst aus einer Erweiterung Ihres Dünndarms bilden. Das geschähe selbst dann, wenn wir ihn wesentlich verkürzten und den größten Teil des Dickdarms und des Mastdarms entfernten. Es käme nur auf Ihre Lebenskraft an. Die Operationen dieser Art sind schon ausgeführt worden, ohne daß der Behandelte sein Leben zu lassen brauchte. Schwieriger wäre die Entfernung eines Teiles der Leber. Daß den Ärzten heute diese oder jene Operation noch nicht gelingt, beweist gar nichts für die Unentbehrlichkeit der nicht angeschnittenen Organe. Die meisten Drüsen müßten wir Ihnen lassen, weil wir noch nicht genau wissen, ob sie entbehrlich sind. Das gilt aber nicht für erhebliche Teile des Adersystems und der Nerven. Entbehrlich sind davon große Teile des berüchtigten Sympathikus, den kein Laie sympathisch findet, zumindest soweit er die Zahnschmerzen verursacht. Wir könnten noch mehr von ihm wegnehmen, als er schon einbüßt, wenn wir das ganze Gebiß verloren haben. Unentbehrlich sind natürlich Luft- und Speiseröhre, Herz und die Aorta, die Hauptschlagader. Entbehrlich wäre aber selbst die Halsschlagader, die für die Ernährung des Gehirns so wichtig ist. Schlimmstenfalls würde das Blut noch ausreichend genug auf allerlei Umwegen ans Ziel gelangen können." — „Aber vor diesem Ziel, dem Gehirn, müssen Sie doch halt machen!" Er zuckte mit den Achseln: „Auch davon scheint manches entbehrlich zu sein. Jedenfalls kenne ich aus der medizinischen Literatur den Bericht eines Wissenschaftlers über einen Hund, der um die volle Hälfte seines Gehirnes gebracht worden war. Und jener Berichterstatter, übrigens ein Franzose, also Mitglied einer Rasse, die etwas unangenehm durch Mangel an Tierfreundlichkeit auffällt, wollte sogar die Beobachtung gemacht haben, daß sich der Charakter jenes Hundes gebessert habe."

Nun wandte ich ein, und zwar sehr nachdrücklich: „Ich habe keine Sehnsucht, auf diesen Hund zu kommen. Ich will nicht nur meinen schlechten Charakter, sondern auch meine Mandeln behalten und so bleiben, vom Scheitel bis zur Sohle, wie mich die Natur haben wollte. Das scheint mir das Beste zu sein!" Beinahe traurig holte mein lieber ärztlicher Freund nun den bekannten schmalen Zettel aus der Tasche und erläuterte mit einer gewissen entsagungsvollen Wehmut: „Wie Sie wünschen! Dann werde ich Ihnen etwas zum Gurgeln und Einpinseln aufschreiben." Es hat geholfen! Ich behalte meine Mandeln und so weiter und so weiter, und wenn sie tausendmal „entbehrlich" sein sollten.

---

# Der Giftschrank.

Skizze von Ida Madlen Krog.

Für Erich Folking schienen alle Wege aufs beste geebnet. Er war ein junger Arzt, dessen Praxis sich ständig vergrößerte und der auch in Fachkreisen einen ausgezeichneten Ruf genoß. Zudem hatte er eine junge, schöne Frau, die auch Vermögen besaß, und somit allen Grund, sich als rechter Glückspilz zu fühlen. Daß ihm trotzdem trübe Stunden kamen, schrieb sich von einem merkwürdigen Minderwertigkeitsgefühl her. Er war sich bewußt, mit körperlichen Reizen nicht gerade verschwenderisch gesegnet zu sein, und in munterer Gesellschaft benahm sich der schwerblütige Mann oft recht unbeholfen. Dort aber wurden der heiteren Ingrid Huldigungen dargebracht, die Folking mit einer unbegründeten, heftigen Eifersucht erfüllten, so daß er sich manchmal zu häßlichen Auftritten hinreißen ließ.

Eines Tages traf er Stefan Vollbert, den einstigen Studienkollegen. Dessen Ruf war nicht der beste, man munkelte von Frauengeschichten und dunklen Machenschaften, aber er sah vorzüglich aus und hatte gewinnende Umgangsformen. Er kam Folkin mit großer Herzlichkeit entgegen und erkannte die Erfolge des Freundes neidlos an, eine Haltung, die ihren Eindruck nicht verfehlte.

Als Folking aber Ingrid den einstigen Studienkollegen vorgestellt hatte, beobachtete er den eleganten Vollbert argwöhnisch. Doch war dessen Haltung so tadellos, daß der Arzt ihn sogar in sein Heim einlud.

Dort wurde der glänzende Gesellschafter bald ein gern gesehener Gast. Aber dann begann Vollbert Ingrid auch

in Abwesenheit des Gatten zu besuchen. Dann war er ein völlig anderer. Er machte ihr stürmisch den Hof und wurde so zudringlich, daß Ingrid beschloß, ihn nicht mehr allein zu empfangen. Da gelang es ihm eines Tages, sie zu überrumpeln und ihr einen lange gehegten Plan zu entwickeln.

„Wie können Sie es nur an der Seite dieses trockenen Pedanten aushalten, eine Frau wie Sie! Sie gehören in die große Welt. Ich könnte sie Ihnen erschließen. Mit meinen glänzenden Beziehungen, Ihrer Schönheit und Ihrem Geld würden wir herrlich zusammen passen. Laß uns zusammen fliehen!“

Endlich fand die empörte Ingrid die Sprache wieder: „Wie können Sie es wagen, so zu mir zu sprechen! Ich liebe meinen Mann, und Sie sind das Verächtlichste, das ich kenne.“

Sein Gesicht verzerrte sich. „Ich warne Sie. Sie sehen vor sich einen Verzweifelten, der vor nichts zurückschreckt. Sie sind mein letzter Rettungsanker. Ohne Sie bin ich verloren. Überlegen Sie sich das!“

Mit einem Satz war er im Nebenzimmer, dem Ordinationsraum, und rüttelte an dem Giftschrank. Er war verschlossen. Vollbert lachte höhnisch. „Na, das Ding könnte man ja einschlagen. Da ist jedenfalls genug darin, ein verfehltes Leben zu beenden.“

Ingrid schaute ihn nur verächtlich an. „Glauben Sie, mich damit zu schrecken? Machen Sie doch kein Theater! Sie würden ja nie den Mut aufbringen. Und jetzt wünsche ich, Sie nicht mehr zu sehen.“

Doch er wollte am nächsten Tage noch einen letzten Versuch wagen und wurde zu seinem eigenen Erstaunen vorgelassen. Es dauerte eine Weile, ehe Ingrid erschien, sehr kühl und gefaßt. Seine neuerlichen Bitten, Beschwörungen und Drohungen prallten gänzlich wirkungslos an ihr ab. Aufs äußerste gereizt sprang er auf und zertrümmerte den Giftschrank. Dann hielt er triumphierend ein Fläschchen in der Hand.

„Das ist nur eine schwache Lösung“, sagte Ingrid kalt lächelnd, „da müßten Sie schon die ganze Flasche trinken.“

„Sie Teufel!“ zischte er. „Das werden Sie noch bereuen.“

Damit stürmte er davon, und bald darauf kam Folking heim. Er bemerkte sofort den erbrochenen Giftschrank. „Um Himmelswillen, was ist denn hier los?“ fragte er bestürzt.

„Ein dramatischer Auftritt deines lieben Jugendfreundes“, erklärte Ingrid und erzählte die ganze unerquickliche Geschichte.

Folking war wie vom Donner gerührt. „Warum hast du mir denn kein Wort davon gesagt, daß der Kerl zudringlich war? Dem Schuft hätte ich ja schön das Fell gegerbt.“

„Ja, eben, und einen Mordsskandal daraus gemacht. Außerdem aber auch mich mit ungerechten Vorwürfen überhäuft. Das habe ich gründlich satt, so mußte ich also schweigen.“

Schuldbewußt senkte Folking den Kopf. Aber dann sprang er auf, das Gewissen des Arztes war wach geworden. „Ich muß natürlich sofort zu ihm. Wenn er nun Ernst machte . . . Bei solchen Naturen kann man es nie wissen. In der fehlenden Flasche war Strychnin.“

„Bist du sicher? Ich habe ihm nämlich geraten, sie ganz auszutrinken“, sagte Ingrid mit einem so merkwürdigen Ausdruck, daß Folking sie entgeistert anstarrte. War sie verrückt geworden?

Da fing sie plötzlich an, hellauf zu lachen. „Also gut, ich will dich nicht länger auf die Folter spannen. Aber einen Denkzettel hattest du auch verdient. Als Vollbert heute gemeldet wurde, habe ich schnell alte, leere Fläschchen genommen und sie mit — nun ja, mit einem Abführmittel gefüllt. Wenn er das trinkt, wird er höchstens eine unruhige Nacht haben. Die gönne ich ihm von Herzen.“

Folkings Gesicht war nicht eben geistreich. Aber dann brach er in ein befreiendes Gelächter aus, in das Ingrid kräftig einstimmte.

Von Vollbert ward nichts mehr gehört und gesehen. Folking ist von seiner Eifersucht geheilt. Wenn aber doch Anzeichen auf einen kleinen Rückfall deuten, so flüstert Ingrid schnell „Giftschrank“, und das bannt mit Zauberkraft die trüben Geister.



## Bunte Chronik



### Wissen Sie, wer Herr Koch ist?

Herr Koch war der unbekannte Gastgeber, der neulich über 100 Personen ins Carlton-Hotel in London zum Lunch einlud. „Frühstücken Sie mit Herrn Koch!“, lautete die hübsch gedruckte Einladung, die ohne weiteren Kommentar als der dringenden Bitte, doch auch bestimmt zu kommen, den erstaunten Leuten ins Haus flatterte. Nun ist eine Luncheinladung ins Carlton eine Sache, die sich hören lassen kann. Außerdem war man rechtschaffen neugierig auf Herrn Koch. Also marschierten am angegebenen Tage pünktlich zur festgesetzten Stunde hundert gutgekleidete Leute ins Carlton, hungrig und voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Zunächst kam allerdings nichts. Und der Portier und der Manager des Hotels konnten auf die vorsichtig tastenden Fragen der Gäste nach Herrn Koch keine befriedigende Auskunft geben. Ist es vielleicht der distinguiert aussehende Herr dort in der Ecke? Oder der kleine lebhafte Schwarze dort neben Frau Miller? Kennen Sie Herrn Koch? Reizend, wie Herr Koch das wieder arrangiert hat, meinten die ganz Schlauen, und damit hatten sie auf jeden Fall recht. Als man nämlich bei erlesenen Vorspeisen das Geheimnis um Herrn Koch bereits zu vergessen begann, und sich ungestört dem Schmause hingab, erhob sich der Festordner und hielt eine kleine Rede des Inhalts: „Herr Koch bedauert unendlich, bei dem kleinen Festmahl nicht anwesend sein zu können. Doch mögen Sie es als Entschuldigung hinnehmen, daß Herr Koch tatsächlich einer der meistbeschäftigten Männer des Landes ist. Immerhin sollen Sie ihn, wenn er auch nicht da ist, wenigstens hören. Und er sah bedeutungsvoll nach einem großen Gaskocher, der eigentlich unmotiviert hinter seinem Stuhl angebracht war. Der entpuppte sich als Lautsprecher, und mit wohltönender Stimme gab er endlich das Geheimnis um Herrn Koch preis: „Jawohl, meine lieben und verehrten Gäste, Sie sollen erfahren, wer ich bin.“ Und während der nächsten 10 Minuten erzählte Herr Koch seinen Gästen von sich, und man nahm es ihm in Anbetracht der Originalität seiner Einladung nicht übel. Der unsichtbare Wirt gab an, daß er tagtäglich 9 Millionen Menschen in London mit Wärme, Licht und Kraft versorge. Daß er bei kalter Witterung Menschen und Dinge erwärme, aber ebenso wohl imstande sei, während der Sommermonate die Dinge so kalt wie Eis zu machen und frisch zu erhalten.“ Ich koche für alle Welt, ich wasche und plätte. Wirklich es gibt fast nichts, was ich nicht kann. „Koch“ ist nur einer meiner Berufe“, klang es abschließend aus dem Gaskocher. Wissen Sie nun wer Herr Koch ist?

*

### Bettler und Geiger beim Begräbnis.

Wunderliche Bestimmungen hat ein Bewohner der französischen Stadt Argenteuil (Departement Seine-et-Oise), Louis A. Jony, in seinem Testament getroffen. „Da ich fürchte, daß mein elender Zustand sich seinem Ende nähert, zeichne ich hier meine letzten Wünsche auf, vor meinem Abgang aus dieser schlechten Welt, in der ich so viel gelitten habe“, so beginnt sein letzter Wille, und er bestimmt dann, daß er mit einer stillen Messe ohne jeden Leichenpomp bestattet werde. „Ich erwarte aber von allen denen, die ich im Laufe meines Lebens unterstützt habe, eine rege Beteiligung“, fährt er fort, „und auch die Bettler, denen ich hunderte Pfund Brot gegeben habe, sollen mir die letzte Ehre erweisen. Während der Messe und nachher auf dem Friedhof sollen drei Geiger spielen, und zwar die ganze Zeit „Näher, mein Gott zu dir“, die Hymne der „Titanic“. Mein Sarg soll von Kriegsverletzten getragen werden, für die ich so viel Opfer gebracht habe. Ist das nicht möglich, dann soll man den ältesten Leichenwagen mit dem ältesten Pferd bespannen und mich hinausfahren.“

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg